Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 55 (1965)

Artikel: Notizen aus dem Walserdorf Bosco Gurin

Autor: Blättler, Alois

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1004381

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

beweisen. Damit ist nicht ausgeschlossen, dass die Skulptur an der Kirche von Glis sowohl die Mazze als auch den Wilden Mann darstellt, denn es bestehen offensichtlich zwischen Wildem Mann und Mazze gewisse Zusammenhänge, worauf auch die lateinische Bezeichnung «vir silvester» in den Quellen hindeutet. Es liesse sich fragen, ob dem Mazzenwesen nicht bloss Züge des Heischewesens, sondern auch solche des Vegetationskultes eigen sind. Bildliche Übereinstimmungen mit dem Wilden Mann, der ja wohl einen Vegetationsdämon verkörpert, deuten in diese Richtung. Der Mazzenauflauf brachte jedoch nicht die Erneuerung in der Natur, sondern in der Politik, da er in der politisch bewegten Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts Symbol der Erhebung des demokratischen Fortschritts gegen übermächtige und verhasste Herren war.

Notizen aus dem Walserdorf Bosco Gurin

Von *Alois Blättler*, Emmenbrücke

Alpwirtschaft

Laut Gemeindeordnung müssen am Rosenkranzsonntag (Oktober) sämtliche Äcker und Güter (Felder) geräumt sein, denn von dieser Zeit an darf alles Vieh frei herumlaufen und sich seine Futterplätze nach Belieben aussuchen. Im Spätherbst werden die Güter mit Mist gedüngt, auch muss das Holz für den Winterbedarf heimgeschafft werden.

Sobald im Frühling der Schnee von den Fluren weicht, werden die Äcker für die Saaten vorbereitet. Findet man, dass auf der Schattenseite, der «Abi», genügend Futter sei, um die Ziegen durchzubringen, beschliesst der Gemeinderat, dass das freilaufende Vieh aus den Gütern entfernt werden muss. Auch die Hühner haben während der Saatzeit für einen Monat hinter den Gittern zu bleiben. Der Gemeindebeschluss wird sofort durch den Weibel allen Familien mündlich mitgeteilt. In der Regel am gleichen Abend nach dem Rosenkranz findet im Schulhause über die Hüterreihenfolge eine Verlosung statt, denn die Ziegen müssen fortan gehütet werden, man nennt diese Verlosung «Tesslä-schaggu». Die Tesslä sind alte, auf Holz geschnittene Familienzeichen. Die Besitzer hatten auf verschiedene Rechte Anspruch, und ca. um 1700 waren diese Tesslä noch gültig. Zur Verlosung wurden sie in einen Hut gelegt und von einem Knaben ausgezogen, daher der Name «Tesslä-schaggu». Heute werden die Namen der Viehbesitzer nach einer Viehtabelle (siehe Anhang) auf Papierzettel geschrieben, in einer Schachtel durcheinander geschüttelt und von einem Knaben die Lose gezogen. Die Reihenfolge der ausgelosten Viehbesitzer wird mit «Roodu»

(= Rodel) bezeichnet, und jeder hat nach dieser Reihenfolge und nach Anzahl der Ziegen Hüterpflicht. Für eine Ziege müssen 3 Stunden gehütet werden, für 4 Ziegen ein ganzer Tag, für 6 Ziegen 1 ½ Tage (*Gitzi* zählen nicht). Die Hüterpflicht dauert von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends. Die Ziegen werden vor 6 Uhr morgens gemolken und aus dem Stall auf den Weg (Gasse) getrieben, wo sie der Hüter übernimmt. Um 6 Uhr abends kommen die Ziegen zurück, der Eigentümer nimmt seine Tiere mit einer Prise Salz in Empfang, führt sie am Hals in den Stall, wo sie dann gemolken werden. Der «Tesslähirte» ordnet und verteilt die Hüterzettel in der Regel am Sonntag nach dem vorliegenden Viehverzeichnis. Ist der «Roodu» durchgelaufen, so geht derselbe rückwärts, so dass der letzte «Roodu»-Genosse hintereinander zweimal hütet.

Wegen der dringenden Aufforstung werden Schafe heute nicht mehr gehalten und, soll der Wald gedeihen, so müssen auch die Ziegen aus dem Waldgebiet verschwinden. Der «Tesslahirt» hat für seine Arbeit keine Hüterpflicht zu leisten.

Bis zur Alpauffahrt am 10. Juli weidet das Vieh auf den Maiensässen (gegen den «schwarzen Brunnen»). Für Bürger ist die Benützung frei, jedoch sind für die Kräuter pro Stück Vieh Fr. 2.50 zu bezahlen. Taxe für fremdes Vieh: Fr. 15.–.

Jede Familie darf während der Alpzeit eine Kuh auf die Gemeinde-Heimkuhwiesen treiben, die Auflage beträgt Fr. 20.–. Die Alpzeit dauert ca. 2 Monate. Die Gemeinde hat folgende vier Alpen: Die Grossalp, Ladung 150–200 Stück Grossvieh, ebensoviele Ziegen; der Wolfstadel ca. 35 Stück (vermietet); Andetschei und Bodmä 15–20 Ziegen (ebenfalls vermietet). Die Bürger von Gurin benützen nur die Grossalp (d'Alpu), und zwar in Einzelalpung. Auf der Grossalp sind zirka 30 Ställe und Alphütten, ausserdem 20 Ställe, die infolge Alter und morscher Balken durch die Schneemassen zerstört worden sind. Einige einfachere Ställe sind bis zum Dache offen, andere besitzen über dem gemauerten Unterbau einen Zwischenboden, der als Schlafstelle dient. Die Ställe haben eine durchschnittliche Höhe von 180 cm. Der Boden ist durchwegs mit Steinplatten belegt; das Vieh liegt ohne Streue auf den Platten. Der Zwischengang ist etwas vertieft und ist zugleich Düngergrube; der Dünger wird direkt vor dem Stall gelagert. An den meisten Ställen findet man über den Türen Jahreszahlen, die über die vermutliche Bauzeit orientieren. Die älteste ist 1739, dann 1745, 1790, 1808, 1838, 1843, 1847, 1848, 1862 usw. Es gibt auch einzelne Sennhütten, wo Milchprodukte (Butter und Käse) verarbeitet werden. Ein runsenartiger Bach fliesst zwischen der ganzen kleinen Siedlung durch, dessen Wasser als Tränke, zum Kühlhalten der Milch sowie zum Reinigen und Waschen des Milchgeschirrs dient und schliesslich auch zum sogenannten Mistwaschen. Wenn bei Regenwetter der Bach viel Wasser führt, wird derselbe auf den

Hang geleitet, wo die Alpwiesen liegen. Bei irgendeinem Stall wird der Dünger vermittelst einer Gabel oder Schaufel in den vorbeifliessenden Bach geworfen, wobei der Mist ausgewaschen wird. Die Jauche wird am Hang mit ca. 150 cm langen und ca. 25 cm breiten Brettern verteilt, andere helfen mit Rechen bei der Verteilung mit, so dass die Jauche gleichmässig über die Wiesen fliesst und diese so gedüngt werden; dabei kann das Austragen des Mistes mit der «Tschefru» erspart werden.

Während der Alpzeit wird ein Alpvogt gewählt, der die Aufsicht über den ganzen Alpbetrieb innehat, die Hüterzeit regelt und dafür besorgt ist, dass die gesetzlichen Bestimmungen über den Alpbetrieb eingehalten werden. Die Viehbesitzer gehen, während das Vieh auf der Weide ist, ins Tal, um dort ihrer Arbeit nachzugehen. Am Abend kehren die Bauern wieder auf die Alp (ca. 1 Std.) zurück, um ihr Vieh zu melken, bleiben bis am Morgen auf der Alp, melken wieder und besorgen eventuell die Verarbeitung der Milchprodukte, um nachher wieder ins Tal abzusteigen zur Verrichtung dortiger Arbeiten.

Gegenwärtig ist auch die Grossalp vermietet und die Viehbesitzer haben sich nicht weiter um das Vieh zu kümmern und können ungehindert im Tale ihrer Arbeit nachgehen.

Nr.	*Viehkontrolle 1950*	Kühe	Rinder 2jährig	Rinder 1–2jährig	Schafe	Ziegen
4/47	Bronz Elias	3	–	1	7	3
6/47	Bronz Gustave	2	–	–	–	–
7/48	Bronz Séverino oder Werner	3	1	1	3	–
8/48	Bronz Severino	3	–	–	7	5
9/47	Bronz Eredi f. Gesch. Ant.	2	–	–	4	–
10/48	Bronz Sorelli f. Micheli	2	–	–	6	–
18/47	Della Pietra Anemarie	1	–	1	–	–
21/47	Della Pietra ed Abramo	3	2	1	4	8
22/47	Della Pietra Luigi	1	–	–	5	–
26/48	Della Pietra Go. Ant. f. Luigi	–	1	–	4	–
29/47	Della Pietra Antonio	2	–	1	3	3
31/48	Della Pietra Sorella f. Giov. Ant.	–	–	–	2	2
42/47	Della Pietra Sorella f. Giuseppe	1	–	1	10	3
34/47	Elzi Fritz	–	–	–	2	–
34/47	Elzi Enchi f. G. Ant. Ignazi	1	–	–	12	4
37/47	Elzi Giuseppe	2	–	1	–	10
47/45	Janner Sorella f. Giuseppe	1	–	–	6	–
54/58	Pedrozzi Angelina	2	–	1	–	–
91/48	Pedrozzi Riccardo	1	1	1	3	–
59/48	Sartori Anemarie	2	–	–	4	–
61/48	Sartori Erardi	–	–	–	2	4
63/47	Sartori Eredi f. Giuv. Bett	3	–	1	4	3

Nr.		Kühe	Rinder 2jährig	Rinder 1-2jährig	Schafe	Ziegen
64/48	Sartori Eredi f. Giuseppe	8	1	1	7	12
66/49	Sartori Giedo	2	–	–	4	6
69/48	Sartori Margherita	1	–	1	–	–
70/47	Sartori M. Ag. oder Martino	1	–	1	3	–
71/41	Sartori Sérafino	3	–	–	4	2
74/45	Tomamichel ed Gaspari	1	–	–	–	–
75/48	Tomamichel Enrico	2	–	–	6	5
77/47	Tomamichel Giov. f. Giov.	3	–	1	3	4
78/49	Tomamichel Giov. f. Gem.	2	1	2	6	5
79/47	Tomamichel Giov. f. Gilo	3	1	1	4	–
80/47	Tomamichel Giov.	–	1	–	5	2
82/47	Tomamichel vid Giuliano	2	–	–	5	9
83/49	Tomamichel Gino Antonio	3	–	–	3	–
84/47	Tomamichel Werner	1	–	1	3	1
85/47	Tomamichel vid Tomas	4	–	2	6	6
86/48	Tomamichel Otto	2	–	1	6	2
88/47	Tomamichel Sorelli f. G.P.	1	–	–	2	–
89/47	Tomamichel Silvestro	2	–	1	6	5
		76	9	22	161	104

Grossvieh	107
Kleinvieh	265
Total	372 Stück

Kartoffelpflanzungen

In der Ernährung der Guriner spielen die Kartoffeln oder «Haarpora» eine grosse Rolle, stehen sie doch alle Tage auf jedem Tisch. Man freut sich, wenn eine gute Ernte in Aussicht steht. Die alten Leute pflanzen ihre Haarpora noch nach alter Sitte, obwohl jeder nach seiner Art steckt oder setzt.

Die Kartoffeläcker befinden sich in mehr oder weniger grosser Entfernung vom Dorfe und sind von alters her benützt und geerbt worden. Die Marchen sind in den Gemeindebüchern vermerkt. Die March-Kennzeichnung besteht aus zwei flachen Steinen von ca. 20–30 cm Länge und 20 cm Breite. In der Mitte sind am Rand Kerben eingehauen welche die Marchsteine kennzeichnen. Die beiden Steine werden in der Weise eingegraben, dass der eine Stein die Kerbe oben, der andere diese unten im Boden hat; es ist der Zeuge oder «Zigu». Ist die March so überwuchert oder die Kerbe so abgewittert, dass sie nicht mehr sicher erkenntlich ist, so wird der zweite Stein, der die Kerbe im Boden hat, als Zeuge ausgegraben und die March wieder festgelegt. Die Marchsteine werden sehr genau respektiert.

Die Gärten und Äcker werden in der Regel im Herbst mit Mist belegt; man rechnet auf einen Quadratmeter eine «Tschefru» Mist. Letzterer wird mit der Gabel zerkleinert und auf dem ganzen Acker gleichmässig verteilt, hierauf beginnt das Abgrenzen des Ackers. Mit der sogenannten «Betzhauwu» wird rings um den Acker, den Marchsteinen folgend, eine Grenzfurche gezogen («Umbetzä»). Der ganze Acker wird mit der «Hauwu» umgehackt oder mit der spitzen Stechschaufel umgeschaufelt, wobei Mist und Unkraut untergegraben werden. Wenn der Acker umgegraben ist, werden mit einer «Hauwu» im Ausmass von 30 + 20 cm, grosse Furchen gehackt in gleichmässigen Abständen von 35 cm. Das Hacken geht wie folgt vor sich: die Haue wird mit einem starken Schlag ins Erdreich getrieben, vorerst nach vorwärts gestossen, damit die Furche hält, dann nach rückwärts gezogen, um die Furche fertig zu machen. Diese Arbeit ist sehr anstrengend und wird mit «gräfftu» bezeichnet. Aus der mitgebrachten «Tschefru» werden die Saatkartoffeln in die Schürze gefasst und in Abständen von 30 cm in die Furche gelegt, wobei der Sämann barfuss über den Acker schreitet. Die Saatkartoffeln, «Schnetta», werden alle etwas angeschnitten, damit sie sich sofort mit der Erde verbinden und anwachsen. Mit dem Holzrechen werden die Furchen gleichmässig mit Erde zugedeckt. Ist der Acker fertig bepflanzt, werden mit dem Rechen, den man mit der Hand in der Mitte des Stieles fasst, drei Kreuze in die Erde gedrückt.

1. Kreuz: Im Namen Jesu, «dass wachsen»;
2. Kreuz: Im Namen der seligsten Jungfrau Maria, «dass nit verfulen»;
3. Kreuz: Im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit, «dass es nit verhaglet»

Bevor die Kartoffeln zum Vorschein kommen, wird der Garten mit einem kurzstieligen Eisenrechen gelockert und vom Unkraut befreit. Sind die Kartoffeln 20 cm hoch geworden, werden diese gehäufelt und bis zur Ernte nicht mehr bearbeitet.

Mit dem Karst («Graber») werden die reifen Kartoffeln ausgegraben, sortiert und in den Keller getragen.

Mit den Pflanzungen der Äcker wird oft auch das Saatgut gewechselt, womit man gute Erfahrungen gemacht habe. Ein Fruchtwechsel erfolgt mitunter auch mit Räben («Rävä»), früher auch noch mit Gerste und Hanf.

Kartoffeln, die durch Frost gelitten hatten, wurden in feine Scheiben geschnitten, auf dem «Giltstein»-Ofen gedörrt, in der Mühle gemahlen, und das so erhaltene Kartoffelmehl wurde als Mischung mit Backmehl verwertet.

Hanfpflanzung

In alten Zeiten, als die Guriner noch keine Strasse hatten, haben sie alle ihre Bedarfsartikel mit eigener Hand geschaffen und sich so lange als möglich ihre Unabhängigkeit gewahrt; es wurde noch Gerste, Korn, Weizen,

Flachs und Hanf gepflanzt, sie verfügten über 3 Mühlen, wo sie das «Chorä» mahlen konnten. Mais ist nie gepflanzt worden, Maiskörner wurden in 30-kg-Säcken in 3 ½ Stunden Marsch von Cevio heraufgetragen, ebenso das fehlende Brotgetreide, das dann in Gurin ausgemahlen wurde. Das Brot wurde von jeder Haushaltung bis zu dem Zeitpunkte, wo eine Bäckerei eröffnet wurde, selbst gebacken. In den letzten Jahren wurde Korn nur noch wegen des Strohes gepflanzt, das beim Transporte des Bergheues als Unterlage diente. Hanf wurde 1955 zum letztenmal gepflanzt und geerntet. Verarbeitet wurde der Hanf jedoch nur noch zu Trägern und Schnüren, denn alle Bedarfsartikel können nunmehr billiger und ohne grosse Mühe vom Tale beschafft werden, seit die Autostrasse bis ins Dorf führt. Für Hanfpflanzungen war guter, gedüngter Boden Vorbedingung. Der Boden wurde im Frühling gut, ohne Mistbeigabe umgeschaufelt. Die Aussaat erfolgte je nach Wetter im Mai–Juni frei aus der Hand oder besser in Reihensaat mit 10–15 cm Abstand. Die Saat wurde sorgfältig mit dem Rechen zugedeckt und der ganze Acker mit Mist reichlich belegt. Auf 1 m² wurden zwei «Ladig» Mist berechnet (2 «Tschefru») und alles ruhen gelassen bis Ende September/Oktober. Die männlichen, gelblichen Pflanzen ohne Samen wurden ungefähr 3 Wochen vor der Reife ausgezogen. Der reife Hanf war etwa 1 m hoch und wurde sorgfältig mitsamt den Wurzeln ausgezogen, zu kleinen Bündeln gebunden, an Mauern oder am «Stadul» zum Trocknen aufgestellt. Waren die Büschel genügend getrocknet, wurden sie mit der Schwinge leicht geschlagen oder gerieben. Der so herausfallende Samen wurde in einem Flachkorb («Wannu») geschüttelt, von Staub gesäubert und allfälliges Laub fortgeblasen. Der Same wurde in Tuchsäckli in trockenem Raum aufgehängt, um ihn vor Milben zu schützen. Hierauf wurden die Hanfstengel vom Laub befreit, die Wurzeln gut gereinigt und dann in kleinen Teichen («Roosä») gewässert. Die Roosä sind oberhalb des Dorfes am Hang in 6–8 m Abstand übereinander angelegt und werden von Quellwasser gespeist. Die Wassertümpel haben eine Länge von 1,5 bis 2 m, eine Breite von 1 bis 1,5 m und eine Tiefe von 50–60 cm. Die Einfassungen bestehen aus Trockenmauer oder einem Flechtwerk von kleinen Pfählen mit Sträuchern. Früher waren 10–12 «Roosen» vorhanden, und diese konnten auch von andern Pflanzern ohne Entschädigung benützt werden. Die Hanfstengel wurden in die «Roosä» gelegt, mit Stauden («Gretzä») zugedeckt und mit Steinen beschwert. Die Wässerung dauerte 3–5 Wochen je nach Zustand des Wassers. Bei frischem kaltem Wasser erfordert die Wässerung längere Zeit als bei wärmerem Wasser. Die Hanfstengel mussten gut mit Wasser bedeckt bleiben, weshalb eine fleissige Kontrolle unerlässlich war. Wenn die Stengel gebrochen und geschält werden konnten, war die Wässerung ausreichend, und die Stengelbündel wurden zum Austropfen ausgelegt und nachher zum vollständigen Austrocknen an Mauern und

Steinen aufgestellt. Nun folgte das Ausquetschen der Hanfstengel auf der Hanfrätsche und nachher das Ausschwingen auf der Hanfschwinge. Nach dem Ausschwingen wurde der Hanf an der Hanfhechel ausgezogen, das Feinere vorerst weggenommen, der Rest nochmals geschwungen, gehechelt und für gröbere Sachen verarbeitet. Der ausgehechelte Faden wurde gesponnen, aufgehaspelt, gesotten und dann zu Tüchern verwoben. Die alten gewobenen Tücher hatten eine Breite von 60 bis 80 cm und wurden für Leintücher zusammengenäht.

Für Schnüre zum Nähen der Finken (Tuchschuhe, sog. «Tschatä») wurden die Hanfstengel weder gequetscht noch gehechelt noch gesotten, sondern von Hand gebrochen. Zwischen Daumen und Zeigefinger wurde der Stengel bei der Wurzel («Würze») umgebogen, gebrochen und die Fäden ausgezogen. Hierauf wurden die Fäden geteilt, ein wenig nass gemacht und zu Schnüren gedreht.

Walken und Färben

Die gewobenen Tücher wurden zum Pressen in die Walke gebracht, solange eine solche noch im Dorfe vorhanden war. Nach den Lawinen von 1951 wurde die baufällige Walke abgebrochen.

Es wurden früher auch Versuche gemacht, Tücher zu färben. Mit Himbeersaft konnte eine rotbraune Färbung erzielt werden, die jedoch nicht sehr beständig war. Eine sehr haltbare schwarze Färbung wurde mit dem sog. «Ragg» erreicht. «Ragg» soll ein moosartiges dichtes Gewächs sein, das an Lärchen gefunden wurde. Dieses Material wurde ausgesotten, gesiebt und die Tücher in heissem Saft eingelegt, womit man eine schwarze Färbung erreichte, die bei guter Arbeitsausführung sogar glänzend gewesen sei.

Es soll auch eine grüne Naturfarbe hergestellt worden sein; näheres hierüber war leider nicht mehr zu erfahren.

Die «Tschatä»

Die «Tschatä» sind starke von Hand genähte Tuchschuhe; sie werden aus alten Kleiderstoffen angefertigt. Das Werkzeug dazu ist eine Schere, eine Ahle, ein Musterbrettchen und eine alte Sense. Vorerst wird alter Stoff in der Grösse des Musterbrettchens zurechtgeschnitten, man legt die Stücke aufeinander und beginnt mit dem Nähen der Sohlen. Mit der Ahle werden Löcher gestochen, die Hanfschnüre fein zugedreht, eventuell wird die Schnur auch mit einer Nadel durchgeführt, dann fest angezogen. Die nebeneinander gestochenen Löcher werden durch Schnüre fest verbunden. Die sehr starke Sohle wird mit einem Farbstift nach dem Musterbrett angezeich-

net, die Sohle in der linken Hand festgehalten und diese Schuhwerksohle mit der Sense zugeschnitten. Der Überschuh wird von aussen aufgenäht und für die Schuhnestel die nötigen Löcher angebracht. Solche Schuhe werden nicht nur im Sommer, sondern auch im Winter getragen bei trokkenem Wetter; sie sind warm und sehr stark.

Schallplattenreihe «Die Schweiz in ihren Mundarten»

Für die Schweiz. Landesausstellung 1964 ist bekanntlich eine ausgewogene Schallplattenreihe mit *Volksliedern* und *Dialektstücken* aus allen vier Sprachgebieten geschaffen worden (vgl. das Verzeichnis in SVk 54 [1964] 50ff.). Diese Sammlung, an der ja auch unser Volksliederarchiv mitgewirkt hat, ist nun dem Plattenverlag *Ex Libris* zum Weitervertrieb übergeben worden, und wir möchten unsere Mitglieder freundlich ermuntern, sich von diesen schönen Platten anzuschaffen. Bestellungen sind direkt zu richten (mittels Postkarte oder durchs Telefon) an Ex Libris, Postversand, Postfach, 8023 Zürich (mit Angabe: 'Die Schweiz in ihren Mundarten', Platte Nr. ...). R.T.

Buchbesprechung

Eugen A. Meier, Von alten Bädern in der Stadt und der Landschaft Basel. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1964.

Das kleine mit zahlreichen Abbildungen reich ausgestattete Büchlein möchten wir gerne als einen Cicerone zum rechten Genuss der Bäder und des Badens bezeichnen. Es gelingt dem Verfasser ausgezeichnet, dem an Kulturgeschichte und Heimatkunde Interessierten ein überaus reiches Bild des alten Badewesens in Basel und der baslerischen Landschaft zu geben. Es sind köstliche Einzelheiten, die uns geboten werden – wir denken etwa an die «Bad- und Ausführungsregeln des Gesund- und Heil-Baads Schauenburg» oder an die vielen Bemerkungen, die ins Gebiet der Volksmedizin hineinführen. Daneben verfolgen wir Aufstieg und Niedergang der verschiedenartigsten Bäder, ihre oft bewegte Geschichte und das Schicksal ihrer Besitzer. Walter Escher